

Don H. Gilpin.

Aber was hilft es, so gern ich noch weiter von Wildenbruch geplaudert hätte, ich muß mich zu Oscar Strauß wenden, vom Kaiserthron in Byzanz zum Heiser.

Aber nicht nur erhebend und erheiternd ist das Leben der Großstadt, sondern auch ernst, ja tragisch. Auch an

Es klingt brutal und ist doch wahr: Menschenleben scheinen in der Großstadt mitunter billiger zu sein, als das Leben des Kindes. Der Mittwoch konnte einen beinahe zu dieser Ansicht bringen. Zwei Paare, bei denen der Mann seine Gefährtin und dann sich tötete, vier Selbstmorde durch Gift, mehrere Fälle, in denen Verzweifelte zum Revolver griffen oder ins Wasser sprangen, kurz, es geschah übermäßig viel des Unheils. Den durchschnittlichen Zeitungsleser greift die Lektüre solch schauderhafter Vorfälle kaum an, er ist es in Berlin schon gewöhnt, jeden Morgen seine gehörige Portion Unglück und Verbrechen vorgekaut zu bekommen, das gehört nun einmal zu dem großstädtischen Leben. Uns aber will es bedanken, daß dem auch anders sein könnte, daß sich auch ein Leben vorstellen ließe, in dem es weniger Unheil gäbe als jetzt. Vielleicht wird einmal eine Zeit kommen, da das Unglück aus der Welt verschwindet, erleben werden wir es nicht, aber es erfreut schon, davon zu träumen.

empfiehlt das Etagegeschäft von

Fritz Lehmann, Juwelier.

Kein Laden.

Langgasse 3, 1. Etage,
an der Marktstraße.

Sein Leben.

1717

 **Carl Phil. Momberger,**
Kohlenhandlung,
Riehstrasse 20. Telephon 267. Adolfsalle 40
empfiehlt
Kohlen, Brikets, Brennholz
in nur Ia Qualität zu billigsten Preisen. 120

Haar-Ketten
werden geflochten und mit Goldbeschlag versehen.
1780 **Franz Gerlach, Schwalbacherstr. 19.**

Alte Emailleofchgeschirre
werden neu emailirt.
Wiesbadener Emailirwerk.
Rauergasse 12. Neugergasse 3.
NB. Best. durch Postkarte werden die Geschirre abgeholt. 4013
Dianinos, wenig gebraucht, billig zu verkaufen. 3453
E. Urban,
Schwaibacherstraße 3.

Elegante Herren-
Paletots, Frack- und Gesellschafts-Anzüge liefert nach Mass
zu billigen Preisen. 8812
Chr. Flechschel, Zahnstr. 12, Part.
Feinste Referenzen zur Verfügung.

 **Ein Ei!** 
prima frisches Bunde!, erhält Jedermann
gratis
Bei Einkauf von 2 Pfund à 18 Pf. feinstem Weizenmehl, garantirt
prima badiſchen Kaiſeranzug, bei 4098
J. Arend, Mehlsandlung, Walraustraſſe. 27.

 **Haarketten** 
werden von ausgefallenen Haaren billig angefertigt bei 4088
Jos. Lorenz, Friseur,
Schwalbacherstraſſe 17.

des
Wiesbadener General-Anzeigers.

Unter dieser Rubrik werden Inserate bis zu 4 Zeilen bei 3-mal wöchentlichem Erscheinen mit nur Mark 1.— pro Monat berechnet, bei täglichem Erscheinen nur Mark 2.— pro Monat.

.... Einzelne Vermietungs-Inserate 5 Pfennige pro Zeile.

Jg. Mann erhält Kost u. Logis
Oranienstr. 4, Weggerei. 4062



Nr. 270.

Dienstag, den 18. November

1902.

Die Perle des Schwarzwaldes.

Roman von Ed. Wagner.

CD

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Der Diener zog sich schüchtern zurück, kehrte aber bald wieder mit einer Karte auf silbernem Teller.

„Entschuldigen Sie, Mylady, die Frau will sich nicht abweisen lassen“, stammelte er. „Sie sagt, ihre Geschäfte seien von großer Wichtigkeit und Mylady würde sie nicht abweisen, wenn sie wüßte wer die Frau wäre.“

„Vielleicht eine Person die früher in meine Dienste gestanden hat“, sagte die Lady mit Geringschätzung. „Ich kann sie nicht annehmen; es würde mich belästigen. Warte, laß einmal die Karte sehen.“

Sie nahm das saubere Blättchen einfachen Papiers und las die Worte:

„Mrs. Sarah Peters aus Baden-Baden, wünscht über Mrs. Nelson zu sprechen.“

Die Finger der Lady Trevor zuckten, als habe sie eine Wespe gestochen und das Stückchen Papier fiel auf den Teppich. Der Diener bemerkte den Schreck und die Furcht nicht, welche sich in ihren Augen zeigte. Leise und zitternd retirirte er nach der Thür einen Vornausbruch befürchtend. Nach kurzem Sinnen aber sagte Lady Trevor ganz ruhig:

„Es ist eine alte Dienerin, wie ich vermuthete. Laß sie nur herein und siehe zu, daß ich nicht gestört werde, so lange sie bei mir ist.“

Der Diener zog sich zurück, ließ Mrs. Peters hinein und machte die Thür hinter sich zu.

Lady Trevor erhob sich langsam und trat der Frau entgegen welche ärmlich gekleidet war, wie am Tage zuvor. Ihr krankhaft aussehendes Gesicht wurde roth vor Erregung, was Lady Trevor nicht entging.

„Sie wünschen mich zu sprechen, Mrs. — ah — Mrs. Peters“, sagte die Lady, die Karte mit der Fingerspitze umwendend und durch ihr Augenglas betrachtend.

„Ja, ich wünsche Sie zu sprechen, Mrs. Nelson oder Lady Trevor“, antwortete Mrs. Peters.

„Lady Trevor erschrad.“

„Was meinen Sie, indem Sie mich Mrs. Nelson nennen?“, fragte sie.

„Das war der Name unter dem ich Sie vor fünfzehn Jahren in Deutschland kannte. Sie scheinen mich vergessen zu haben.“

„Sie befinden sich in einem starken Irrthum. Sie verkennen mich, Mrs. Peters.“

„Nein, das thue ich nicht. Diese Augen konnte ich nicht vergessen, Sie sehen kaum ein Jahr älter aus, als damals, Mrs. Nelson.“

„Ich bin Lady Trevor, — wollen Sie das bedenken! unterbrach Lady Trevor die Frau im hoffärtigen Ton.“

„Es ist ganz natürlich, daß ich Sie bei dem Namen nenne, den Sie mir früher als den Andern nannten“, versetzte Mrs. Peters, indem sie sich auf einen niedrigen Schaukelstuhl niederließ und ihre schlechtbeschuhten Füße auf die Silberplatte setzte. „Ich sah Sie gestern im Park in Ihrer Equipage fahren. Ich sah auf einer Bank in dieser schlechten Kleidung, und die vornehmen Leute be-

trachtend, gerade, als ob ich aus geringerem Stoff gemacht wäre.“

„Sie sahen mich?“ fragte Lady Trevor sich zwingend ganz ruhig zu erscheinen. „Und Sie beschloßen, zu mir zu kommen und mich um Hilfe zu bitten. Ist es das, was Sie sagen wollten?“

„Das ist es, was ich gestern dachte“, erwiderte Mrs. Peters etwas finster. „Aber seitdem habe ich etwas mehr Licht erhalten. Denken Sie, daß ich kein Mitleid fühle, weil ich arm bin? Ich wollte Sie wegen des Kindes fragen?“

„Was für ein Kind?“

„Fragen Sie nicht, Sie wissen es. Wenn Sie sich unwissend stellen und leugnen, daß Sie die Frau sind, welche ich in Baden-Baden als Mrs. Nelson kannte, werde ich zu Lord St. Leonards Ihrem Großvater, gehen und ihn fragen, wo das Kind ist!“

„Lady Trevor ließ sich auf einen Stuhl niedergleiten, als verließen sie die Kräfte. Ihre stehenden Augen waren von Mrs. Peters abgewandt, daß deren forschende Blicke sie nicht erreichen konnten, aber die Frau sah, daß die Lippen der Lady sich zusammenpreßten und auf ihrer Stirn bedeutungsvolle Falten zogen.“

Es trat eine lange Pause ein, während welcher Mrs. Peters sich bemühte, mit ihren Schuhen auf der Silberplatte Figuren zu krögeln. Dann und wann warf sie einen Blick auf Lady Trevor, welche wie eine Statue dasah. In ihrem Innern tobte ein Kampf, von dem ihre Besucherin keine Ahnung hatte. Angst und Furcht, Schrecken und Verzweiflung durchwühlten ihre Seele. Sie überlegte, wie sie am Besten dieses neue Ungemach beseitigen wie sie die Zunge dieser Frau zum Schweigen bringen könnte.

„Ich frage: wo ist das Kind?“ unterbrach endlich Mrs. Peters die Stille, die ihr unbehaglich wurde.

„Es ist todt!“ antwortete Lady Trevor rauh, ohne sich zu bewegen.

„Todt?“ wiederholte Mrs. Peters.

„Meinen Sie, daß es Hoffnung zu einem Leben gab?“ fragte Lady Trevor im Tone bitterer Gereiztheit. „War es so gesund, daß Sie ein hohes Alter voraussetzten?“

„O, nein. Das Kind war kränklich von Geburt. Es wackelte und schwand mit jedem Tage mehr dahin; da kamen Sie und sagten, daß gute Pflege und tüchtige Aerzte es dennoch wieder heilen möchten.“

„Das war aber nicht der Fall.“

„Ich habe mich manchmal gewundert“, fuhr Mrs. Peters phlegmatisch fort, „warum eine reiche Dame, jung und noch nicht lange verheirathet, wie Sie es damals waren, ein kleines krankhaftes Kind wie das meinige zu adoptiren wünschte. Allerdings, das Kind war hübsch mit seinem zarten, weißen Gesicht, großen sanften Augen, braunen Locken und seinem lieblichen sanften Wesen und damals glaubte ich, daß Sie das Kind lieb gewonnen hatten — Sie und Mr. Nelson, der Sir Albert Trevor war, wie ich annehme. Ich dachte, daß Sie vielleicht mehr für das kleine Wesen thun könnten als ich, und daß ein guter Arzt es heilen würde.“

„Lady Trevor wurde unruhig, antwortet: aber nicht.“

„Ich würde die Kleine nicht von mir gelassen haben, wäre ich nicht in bedrängter Lage gewesen, und hätte ich nicht geglaubt, daß es zu ihrem Besten sei“, sprach Mrs. Peters weiter. „Mein Mann war Diener bei einem englischen Herrn, welcher seinen Wohnsitz in Baden genommen hatte. Mein Mann schrieb mir, ich solle zu ihm kommen, der Luftwechsel möchte dem Kinde helfen; und da seine Herrin gerade eine Magd gebraucht wollte sie mich nehmen. Als ich aber ankam, sagte mir mein Mann, ich solle das Kind nach dem Lande bringen und einer Deutschen, die kein Wort Englisch verstände, in Pflege geben. Das wollte ich nicht, und wir kamen in heftigen Wortwechsel. Das Kind war uns im Wege, und ich wußte nicht, was ich thun sollte. In diesen Tagen war ich so in Verzweiflung, wie nie in meinem Leben. Ich wollte gern die mir angebotene Stelle haben, aber konnte mich nicht von dem Kinde trennen, zu dessen Nachtheil. Ich wünschte, daß ich mit dem kleinen Wesen zusammen sterben könnte, um allen Sorgen enthoben zu sein“, und ihre Stimme klang tief bewegt. „Und da war es, als die Vorsehung, wie ich dachte, mir zur Hülfe kam.“

Lady Trevor öffnete die Lippen, aber es kam kein Wort über dieselben.

„Eines Nachmittags sah ich, das Kind in meinen Armen, auf einer Bank in der Allee zur Konzerthalle, auf die Musik hörend, als ein englischer Herr zu mir trat und mit mir über das Kind sprach. Ich erinnere mich noch seiner ganz genau. Er schielte ein wenig mit dem einen Auge und hatte ein Maal an der einen Wange. Er fragte mich über das Alter der Kleinen, ließ sie aufstehen, um ihre Größe zu sehen und sprach über die Farben ihrer Augen und ihres Haars. Ich sagte ihm meine Noth, sagte, daß mein Mann böse sei, weil ich meine kleine Fanny nicht zu Fremden geben wollte, damit sie dort sterbe und daß ich kein Geld hätte, einen Doctor annehmen zu können. Der Herr war sehr aufmerksam und bot mich, das Kind am Abend nach seinem Hause zu bringen und nach Mr. Nelson zu fragen.“

„Ich weiß — ich weiß!“ stieß Lady Trevor hervor, welche durch die Erzählung ihrer Besucherin auf das Schrecklichste gefoltert wurde. Jedes Wort war ihr wie ein Dolch ins Herz.

„Ich ging, in der Hoffnung, meine Gattin werde mich in ihren Dienst nehmen und mir erlauben, das Kind bei mir zu behalten. Ich fand das Logis sehr ruhig und respektabel. Sie waren im Wohnzimmer und der Herr nannte Sie Mrs. Nelson. Er bot mir an, ihm das Kind zu geben, welches er als seine eigenes erziehen wollte. Sie sagten mir, daß es die beste Pflege und die besten Ärzte haben sollte, welche mit Geld zu erlangen seien. Es schien mir dies alles eine Fügung der Vorsehung. Ich fragte nicht erst, auch berieth ich mich nicht mit meinem Manne, sondern hielt alle ihre Vorstellungen für wahr und willigte ein, Ihnen das Kind zu geben. Als ich von Ihnen ging, ließ ich die kleine Fanny zurück.“

„Es ist nicht nöthig, dieses alles zu wiederholen.“

„Ich ging in mein Logis zurück, erfreut über meiner kleinen Fanny gutes Glück“, sagte Mrs. Peters, sich nicht an die Unterbrechung der Lady Trevor lehrend. „Am nächsten Morgen ging ich zu meinem Manne, erzählte ihm, was ich gethan und bewarb mich um die vacante Stelle. Mein Mann ging mit mir nach dem Hause, wo ich sie gesehen hatte, aber Sie waren fort und das Kind mit Ihnen.“

Die Wirthin sagte, daß Mr. Nelson das Logis erst am Tage vorher gemiethet und eine Woche vorausbezahlt hatte, daß weder er noch seine Gattin Gepäck mitgebracht hätten und daß sie spät am Abend ausgegangen seien. Mein Mann fand trotz aller Nachforschungen keine Spur von Ihnen oder dem Kinde. Die Sache wurde für uns zu einem schrecklichen Geheimniß. Ich bekam die Stelle; wir lebten mehrere Jahre im Auslande und lehrten dann nach England zurück. Andere Kinder wurden uns geschenkt, und im vorigen Jahre starb mein Mann; aber in all den Jahren habe ich meine kleine Fanny nicht vergessen, noch alle Hoffnungen verloren, sie wiederzusehen. Und nun haben wir uns endlich getroffen.“

„Was können Sie mir zu sagen haben, da wir uns wieder gefunden haben?“ fragte Lady Trevor. „Ich leugne es nicht und noch behaupte ich, daß ich die Frau bin welche Sie als Mrs. Nelson kannten. Aber, wenn ich es bin, können Sie keine Ansprüche an mich erheben, da das Kind todt ist.“

„Kann ich das nicht?“ fragte Mrs. Peters, Lady Trevor scharf mustern. „Wann und wo starb das Kind?“

„Auf dem Continent.“

„In Paris vielleicht?“ Lady Trevor antwortete nicht.

„Ich habe gehört, wie Sie zu Ihrem großen Vermögen gekommen sind, durch den Tod Ihrer kleinen Stiefschwester, der Lady Abeline Ravensdale“, sagte Mrs. Peters. „Ich kann nichts beweisen, aber ich vermute einen unerhörten Betrug.“ — „Weiß!“

„Ich vermute“, fuhr Mrs. Peters ruhig fort, „daß Sie mein armes krankes Kind nahmen, um es für die kleine Lady Abeline auszugeben. Ich vermute, daß das Kind, welches in Paris starb, nach England gebracht und in der Familiengruft zu St. Leonards begraben wurde meine kleine Fanny war. Die wirkliche Lady Abeline war vielleicht schon vorher beseitigt worden — vielleicht lebt sie heute noch.“

„Wie können Sie es wagen, so zu mir zu sprechen?“

„Ich vermute das Alles, aber ich kann es nicht beweisen.“

„Ich bin sicher, daß Sie das nicht können. Wenn Sie solche Beschuldigungen gegen mich im Beisein Anderer laut werden ließen, würde ich Sie ins Gefängniß einsperren lassen. Wissen Sie, was Rang, Reichthum und Einfluß vermögen? Ich könnte Sie vernichten.“

(Fortsetzung folgt.)

Die weißen Rosen vom Eisenstein.

Novelle von Ida Henstaedt.

(Nachdruck verboten.)

Verzweifelt irrte er über den Schloßhof zu jener Stelle des Schloßgartens, wo nicht weit von dem Abhange über dem Rhein in dem Erdreich zwischen gestautem Gestein eine mächtige Eiche Nahrung und Halt für ihre Wurzeln gesucht hatte. Unter dieser Eiche stand er lange, die Hände in Verzweiflung ringend. Dann sank er auf die Kniee nieder und in heiligem Gebet gelobte er, nach dem heiligen Grabe zu ziehen, es aus der Gewalt der Feinde befreien zu helfen, wenn Gott der Geliebten Genesung schenken wolle. Am andern Morgen hörte Gisbert, daß in der Nacht eine Wendung zum Besseren in dem Befinden der Kranken eingetreten sei, und als sie nach Wochen wieder genesen vor ihn trat, da war er entschlossen, sein Gelübde auszuführen. Was ihn dieser Entschluß kostete, wie schwer ihm das Scheiden wurde — das wußte nur der gute alte Mond allein, der ihn in vielen Nächten ruhelos umherwandern sah.

Gisbert gab dann seinen Eltern seinen Willen kund, den Kaiser Rothbart auf seinem Kreuzzuge zu begleiten, und da sie ihn nicht ungern sich seinem tatenlosen Dasein entreißen sahen, so wurden mit liebender Sorgfalt alle Vorbereitungen zu seiner Kreuzfahrt getroffen.

Am Abend vor seiner Abreise trat Gisbert zu Gisela: „Willst Du mir einen Wunsch erfüllen“, fragte er das Mädchen, das traurig ob des nahen Scheidens sich gern dazu bereit erklärte.

„Ich habe mir ein Sträuchlein weißer Rosen für vieles Geld von meinen Freunden aus dem Klostersgarten gekauft“, sagte er. „Ich möchte, daß wir den Busch zusammen an einer Stelle des Schloßgartens pflanzen, die mir besonders teuer, ja geheiligt erscheint. Wenn die Rose wächst, so mag Dir das ein glückverheißendes Zeichen sein, und wenn ich heimkehre, Gisela, und sie trägt Knospen oder Blüten, willst Du mir dann eine Bitte gewähren?“

Gisela dachte nach. „Wenn ich Deine Bitte zu erfüllen vermag, so will ich es tun — später, wenn Du heimkehrst“, sagte Gisela — nicht ahnend, daß es für Gisbert nur einen Wunsch, nur eine Bitte zu erfüllen gäbe — die Sehnsucht, ihre Liebe zu erwerben!

So pflanzten die beiden die weiße Rose in das steinige Erdreich und Gisbert hatte Tränen dabei in den Augen, Gisela aber fand die Sache höchst wunderbar und spasshaft.

Gisbert zog also gegen die Türken — — — — —

„Ich bitte Dich“, rief die Welle, „verschone mich mit den Schilderungen dieser Kriegserlebnisse, ich finde sie zu langweilig! Neulich fuhr ich neben einem Kahn her, in dem ein Knabe saß. Der lernte den Kreuzzug unter Friedrich Barbarossa — es war sehr langweilig und es wunderte mich gar nicht, daß der Junge dabei einschlief. Ich spritzte ihm schnell Wasser ins Gesicht, damit er erwachte, sonst wäre er wohl gar über Bord gefallen. Also beginne Deine Geschichte gefälligst da wieder, wo Gisbert heimkehrt und sich bei dem Rosenstrauch mit der leichtlebigen Gisela verlobt — denn so wird die Sache ja wohl endigen?“

Die weiße Rose seufzte. „Nun höre nur weiter“, sagte sie. „Also eines Abends spät, zur Zeit, da die Rosen blühten, kam Gisbert heim. Er hatte viel Glend, Krankheit und Mühseligkeiten erlebt und war müde, todmüde, als er Einlaß be-

gehend an das Tor des Eisensteins klopfte. Und doch, wie schlug sein Herz in Seligkeit, wenn er daran dachte, die Seinen und Gisela wiederzusehen, sie, an die er jede Stunde in heißer Sehnsucht gedacht hatte. Der Torwart bezeugte seine Freude über Gisberts Heimkehr, meinte dann, wie es doch schade sei, daß er nicht acht Tage früher heimgekommen sei, zu der Hochzeit des lieben schönen Herrn Jonny, der nun mit seiner jungen Gemahlin ganz auf dem Eisenstein hausen werde. Jeder freute sich darüber, denn die beiden hätten ja jeder lieb, und sie seien wie für einander geschaffen! Gisbert wollte nach dem Namen der jungen Frau fragen, aber die Knecht war ihm wie zugeschnitten, er brachte das Wort nicht heraus — bedeutete dem Torwart nur, seinen Lärm über seine Heimkehr zu machen und ging dann langsam, müden Schrittes auf die Burg zu. Im Schatten derselben blieb er stehen und sah zu dem niederen Söller auf, den das Mondlicht mit Silberschein umhüllen hatte. An der Brüstung standen zwei Menschen, ein hoher Mann und an ihn geschniegt ein Weib — das Mondlicht fiel eben scharf und hell auf das süße Gesicht beider, und Gisbert stieß einen Schrei aus, daß es klang wie der Wehlaut eines zu Tode getroffenen edlen Wildes. Halb ohnmächtig lehnte er an der Mauer seines teuren Vaterhauses und wie ein Traum hörte er über sich Giselas Stimme: „Was war das, Geliebter? Es klang so schaurig.“

„Ein Räuzchen schrie“, antwortete Jonny.

„Räuzchen bedeuten Unglück — mich friert, Jonny — komm.“

Dann war alles still, nur des armen, müde gebeugten Gisberts Herz schlug laut in wildem Schmerz. Lange lehnte er an der Mauer, dann schlich er leise, daß niemand ihn sehe und störe in seinem Schmerz, nach der Eiche, in deren Nähe er mit Gisela die weiße Rose gepflanzt hatte. Er sah es wohl, sie war prächtig gewachsen und mit Blüten bedeckt, die frohe Hoffnung, in der er sie gepflanzt hatte, aber war verdorrt, und nie wieder durfte sie sich dem Lichte erschließen.

Gisbert stand lange bei dem Rosenbusch und seine Tränen fielen darauf nieder. Endlich setzte er sich dem Abhang nahe auf das Gestein und starrte bald in den tief unten fließenden Rhein, bald zum Himmel auf, an dem den Milliarden Sternen von Gottes Hand die Bahnen vorgezeichnet worden waren. Dieser große Gott würde auch ihm, dem armen, beraubten Gisbert Ruhe und Frieden schenken. In diesem Gedanken schlief der müde Wanderer ein — und in der Nacht mag unter dem Gewicht seines Körpers der Stein, auf dem er ruhte, sich aufgelöst haben, denn am Morgen —

„Himmel, welch eine tragische Geschichte“, rief die Welle, „denkst Du, ich will hier in der Nacht mit von Dir den Schlaf weggraulen lassen? Fällt mir garnicht ein! Behalte Deine Erzählung von dem armen Gisbert, den man mit gebrochenem Herzen und gebrochenen Gliedern am andern Morgen am Ufer des Rheins fand, für Dich!“

„Wie herzlos Du sprichst“, sagte die weiße Rose. „Ich hätte Dir alles so schön schildern können! Wie Gisela, die lustige Gisela, so bitterlich weinte über der Leiche ihres lieben Schwagers Gisbert — wie sie dafür sorgte, daß der Leiche unter der Eiche, umweit des Rosenstrauches begraben wurde — wie man dann über seinem Grabe die Kapelle erbaute, die der Rosenstrauch alsbald mit seinen Armen umspannt!“

Die Welle lachte lustig.

„Wie Du nur lachen kannst“, rief die Rose empört. „Gast Du denn gar kein Herz?“

„Rege Dich nicht auf“, sagte die Welle. „Ich mußte nur an den Rosenstrauch denken, auf dem Du mit Deinen beiden Schwestern als des Sommers letzte Rosen erblühest. Es ist Dir wohl ein sehr erhebender Gedanke, auf so einem altablichen poetischen Stamm erwachsen zu sein? Siebenhundert Jahre, das ist schon eine Leistung für einen Rosenstrauch!“

„Zweifelt Du etwa?“ rief die Rose. „Der Mond hat es doch gestern dem Rosenstrauch erzählt, und der wußte alle seine Angaben zu bestätigen. Er erzählte noch viel mehr von weißen Rosen und dem Schicksal der Grafen von Hölzerlin.“

„Der Mond, ja, der“, lachte die Welle.

„Er muß es doch wissen, der alte, ehrliche, gute Mond.“ —

„Ja, ja, ich habe ihn auch gern, den guten Alten — aber was die Glaubwürdigkeit seiner Geschichten betrifft — nimm mir nicht übel, daß ich da lachen muß! Er ist so eine Art Dichter, weißt Du. Auf eine Hundsvoll Jahrhunderte kommt es ihm

nicht an, und was sich nicht zusammenreimen will, das bringt er eben doch zusammen. Er ist ein alter Schwärmer und in seinen Geschichten kommt die Vernunft meist zu kurz. Deine andern Geschichten will ich darum auch nicht hören. Ich bin müde und will schlafen!“

Damit ließ die Welle die weiße Rose aus ihrem Arm, die arme Kleine kam arg in das Gedränge und war froh, als sie eine übermütige Welle unterhalb Bonn auf das Ufer des Rheins warf. Da lag sie zwischen Kiesel und Sand feuchtgelblich traurig da, und der Mondschein küßte und tröstete die Verlassene.

Am andern Morgen, noch ehe die Sonne am Horizont erschienen, trat aus dem Wäldchen, das dem Ufer des Rheins nahe lag, ein Mann. Er setzte sich alsbald auf einen moosigen Stein am Rande des Gehölzes und ließ seine Blicke über die Landschaft schweifen, über den geliebten Rhein, über dem des Morgens Nebel webten und wallten. Dann nahm er ein Taschenbuch zur Hand und schrieb, während seine Lippen die Worte leise murmelten:

Ich bin in den Wald gegangen
Noch früh vor Tag,
Der stille vom Schlafe umfassen
Im Traum noch lag.

Auf moosigem Stein am Wege
Sah ich und sann,
Sah, wie am Tannengehege
Der Nebel zerrann!

Die Schatten, die Schleier, die weißen,
Die wob die Nacht,
Berfließen; die Nebel zerreißen;
Der Tag erwacht!

Und über dem Baumgeäst
Ein lichter Schein —
Ein Vöglein regt im Neste
Die Flügel ein!

Und dann die wogenden Rämpfe
Von Schatten und Licht,
Bis durch die wallenden Dämpfe
Die Sonne bricht!

Ich grüße dich heilige Sonne
Und deine Nacht;
Ich fühle des Lebens Bäume,
Der Erde Bracht!

Dann stand der Mann auf und ging am Ufer des Rheins dahin. Da sah er die Rose im Sonnenschein leuchten — hob sie auf und trug sie in seiner warmen Hand mit sich fort.

„Wie frisch die Rose noch ist, gerade, als hätte der goldene Morgen sie gepflückt und sie mir zu Füßen gelegt, damit ich meine Liebe schmücke.“ — „Gern möchte der Einen, der Reinen, dem Lieblichen mein, die Rose ich weihn.“ — „Ja — ja, ich will zur Stadt — vielleicht — wenn mir das Schicksal günstig ist — vielleicht — vielleicht — —“

In Bonn, der sonnigen Stadt am Ufer des grünen Rheins, stand in einer der neuen vornehmen Villenstraßen ein Haus, ihm zur Seite ein kleiner Garten, von der Straße durch ein hohes Gittertor getrennt. Die Morgensonne lag leuchtend auf den Stufen der Treppe, die seitwärts aus dem Hause in den Garten führte, als ein liebliches Mägdlein, „schön wie der junge Morgen“ heraustrat. In demselben Augenblick grüßte sie ein Mann, der schon lange die Straße auf und abgewandert war, dann flog eine Rose durch die Luft und zu den Füßen des Mägdleins nieder. Ihr Gesichtchen hatte sich mit Blut überzogen, aber als der Mann ihren Blicken entchwunden war, blühte sie sich und hob die Rose auf. Sie trug sie in der Hand, als sie in das Haus zurückkehrend ihren Vater, den General Werder, vor sich sah.

„Eine weiße Rose“, sagte er ernt — „wo hast Du sie her?“
Das Mägdlein wurde wieder glühtrot.

„Ich fand sie auf den Stufen der Treppe und hob sie auf“, sagte sie ägernd.

„So, so, wer weiß, wer sie wegwurf“, entgegnete der General, „es würde sich für Dich schlecht schicken, sich mit einer solchen Rose zu schmücken.“

„Es wäre aber schade, sie achtlos verwelfen zu lassen“, rief das Mädchen — weiße Rosen um diese Zeit sind eben rar —

„Ich werde sie oben in meinem Zimmer zu den beiden andern Rosen stecken, die mir gestern am Sedantage ein kleines Mädchen, die Komtesse Hölberlin vom Eisenstein, geschenkt hat. Sei also beruhigt über das Schicksal Deiner gefundenen Rose, denn ich — ja, ich habe seit meinen jungen Jahren eine große Vorliebe für weiße Rosen!“

Der General nahm die Rose aus seiner Tochter Hand und trug sie in sein Zimmer — ein hohes, großes, einfach ausgestattetes Gemach im ersten Stock, in dem auf dem Schreibtisch am Fenster in einer kleinen Vase zwei weiße Rosen steckten.

„Weiße Rosen“, sagte er leise. „Er hat sie vor ihre Türe geworfen und sie liebt ihn — ich sah es wohl! Die weißen Rosen machen mich weich — wie sagte doch der Mann gestern Mittag: „Es giebt Herzen, die das Entfagen und Vergessen nie lernen, die trenn sein müssen, bis zum Tode.“ Wenn Helene, mein einziges Kind, zu jenen gehörte und ich, ihr Vater, wäre der Beförderer ihres Glückes!“

Er bunte sich über die kleine Vase: „Drei Rosen, so gleich, als wären sie auf einem Stengel gewachsen — Liebe, kleine, weiße Rosen, jenen gleich, die ich auf dem Eisenstein der Komtesse Helene vor länger als dreißig Jahren schenkte! Und nun sind es wieder Rosen vom Eisenstein, die zu mir reden und aufwecken, was ich längst tot und vergessen wähnte, woher aber stammst Du die dritte im Bunde?“ —

Eine Weile darnach war das Zimmer leer, und die Rosen standen zwischen Büchern und Schriften allein auf dem Schreibtisch. Sie hatten sich eng aneinandergebrängt und die Köpfchen zusammengesteckt.

Fortsetzung folgt.

Warum sollen Kinder Kathreiner's Malzkaffee trinken?

Weil namhafte Aerzte nachgewiesen haben, daß Bohnenkaffee den Kindern durchaus nicht zuträglich ist, während durch Kathreiner's Malzkaffee mit Milch glänzende Erfolge in dem Gedeihen der Kleinen erzielt wurden! Dieses Getränk wird von den Kindern auch dauernd gern genommen, während reine Milch oft bald widersteht und in vielen Fällen nicht gut vertragen wird. 27/170

Knaben Sweater

empfiehlt in reizender Auswahl.

Hübsche, kleidsame Muster in allen Grössen
vorrätig.

L. Schwenck,

4107

9 Mühlgasse 9.

Strumpfwaren- u. Trikotagenhaus.

Emaill-Firmen-Schilder

fertigen jeder Farbe, Größe und Fagon zu billigen Preisen. 4012

Wiesbadener Emailkünstler

Mauerergasse 12.

Rehnergasse 3.

Bei mir

kauft man

Winter-Schuhwaaren

jeder Art, sowie alle Sorten Leder-Schuhwaaren, für Herren, Damen und Kinder in nur wirklich gediegener Arbeit und bester Ausführung zu den enorm billigsten Preisen.

Arbeiterhülle und Stiefel,
sowie **Wasserstiefel**

nur thatsächlich bester Arbeit in größter Auswahl
äußerst billig.

Die so beliebten

Filzsohlen zum Selbstaufnähen
sind frisch eingetroffen.

Schuhwaaren-Haus

Joseph Fiedler,

9 Mauritiusstrasse 9.

4006



Schug-Markte
ragenden Aerzten empfohlene

Prämiirt mit Verdienstkreuz,
rothe Kreuz und großen goldenen Medaillen. Erfolg durch zahlreiche
Atteste nachweisbar. Erhältlich in den Apotheken. Hauptdep. **Victoriae**
Apothek. Rpt.: Myrrhe 2, Camphor 1,75, Weibrauch 1,75, Terpen-
in 1,05, Peru-Balsam 0,875, Bleiweiß 0,875, Olivenöl 10, Fett 9,6,
Wachs 7, Rosenöl 0,01 gr. 149/121

Flechten — Hautausschläge,

Gesichts- und Halsentzündungen, Geschwüre, offene
Beine, Wundsein, Hämorrhoiden, aufgesprungenen
Sant, Aufgelegensein, Hantlauffinger, Frostbitten,
Schweißfüße, Brandwunden beseitigt d. v. hervor-

Wenzlesalbe.

Wasserdichte
Bettelnlagen

Gesundheits-
Binden,
I. Qualität
p. Dtzd. 1 Mk.,
p. 1/2 Dtzd.
60 Pf.

chem. reine
Verbandstoffe

Irrigateure,

nach Professor **Esmarch**,
complet mit Schlauch, Mutter- und
Clystier-Rohr
von **Mk. 1.40 an.**

Inhalations-
Apparate

Grosse
Auswahl in
Suspensorien
Clystier-
Spritzen
von 50 Pf. an.

Leibbinden
in allen Preislagen.

Chr. Tauber, Artikel zur Krankenpflege,
Kirchgasse 6. **Telephon 717. 3867**

Bringe

mein Weinzimmer zum Klosterküchen in empfehlende Er-
innerung. Vorzügliche reine Weine, kalte und warme Speisen.

A. Seibel, Dohheimerstr. 22.

4005